



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Feldmarschall Fürst Wrede.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und wirklich eine Pensionskasse gegründet, die auf sichern Grundlagen beruht. So mögen wohl auch noch andere Stände Versuche dieser Art gemacht haben, ohne daß etwas Näheres darüber bekannt geworden ist.

Leipzig.

Carl Heym.

Feldmarschall Fürst Wrede.

Zwei bairischen Heerführern sind in der am Ende der Münchener via triumphalis gelegenen Feldherrenhalle Standbilder errichtet worden, den Generalen Tilly und Wrede. Und noch ein Schicksal haben beide Helden, die hier als leuchtende Vorbilder der Tapferkeit und der Treue gegen ihren Landesherren vereinigt sind, gemein gehabt: in einem großen Theile Deutschlands mißachtet und geschmäht zu werden. Bei den vielen Kämpfen, in welche religiöser Fanatismus und Politik Deutsche gegen Deutsche führte, darf uns das nicht Wunder nehmen. Ruft doch nur zu leicht der Name Tillys die Erinnerung an das unglückliche Magdeburg wach, und wer dächte bei Wredes Namen nicht an die Schergen Dienste, die er im Auftrage Napoleons gegen die aufständischen Tiroler leistete?

Während aber neuerdings die Geschichte dem ligistischen General gerechter geworden ist und in ihm nicht mehr den blutdürstigen Tyrannen sieht, lautet das Urtheil über Wrede bei den norddeutschen Historikern fast genau noch so wie vor 50 Jahren. Erst vor kurzem hat noch Heinrich von Treitschke in seiner deutschen Geschichte ein wenig schmeichelhaftes Bild des bairischen Generals, „des ruhmbedeckten bairischen Heeres ruhmvollsten“, wie ihn sein König Ludwig genannt hat, entworfen. Er sieht in ihm den typischen Vertreter jener, den klein-staatlichen Diplomaten eigenthümlichen impotenten Großmannsucht, welche schon so viel Schmach über Deutschland gebracht hatte und nunmehr während eines halben Jahrhunderts das große Wort in unserm Vaterlande führen sollte. Als ein wackerer Haudegen habe sich Wrede immer bewährt, seit jenen Tagen, da er den Landsturm der Odenwälder Bauern gegen die Sanscülotten führte, bis herab zu der „Entscheidungsschlacht“ von Arcis, wie die servile bairische Presse sagte. Von wirklichem Feldherrntalente habe er so wenig besessen wie von edler Gesinnung und ernster Bildung. Im Stehlen und im Plündern habe er es den verworfensten napoleonischen Marschällen gleich gethan, vornehmlich während des schlesischen Winterfeldzuges im Jahre 1807; von seiner brutalen Rohheit hätten die unglücklichen Tiroler Aufständischen zu erzählen gewußt. Von

den einsichtigen bairischen Offizieren sei selber nicht an diese gemachte Größe geglaubt worden; sie hätten wohl gewußt, daß sein in Rußland gebliebener Kamerad Deroy, der Reformator der bairischen Infanterie, ein ungleich tüchtigerer Soldat gewesen, und daß die Glanzzeit der bairischen Waffen nicht in dem Feldzuge der Verbündeten von 1814, sondern in den Kriegen des Rheinbundes gesucht werden müsse. Indeß der Glückliche habe sich zur rechten Zeit von Frankreich abgewendet und den für Oesterreich so vortheilhaften Nieder Vertrag abgeschlossen. Wohl sei der säbelkrassende Prahler bei Hanau von Napoleon geschlagen worden. Das habe ihn aber nicht bescheiden gemacht. Berauscht von dem beflissenen Lobe, das ihm die Alliierten für seine Niederlage gespendet, sei er nach Wien gekommen und habe sich hier vermessen, die preussische Habgier mit den Waffen zu züchtigen, während er für Baiern selbst Mainz, Frankfurt und Hanau, eine ganz unverhältnißmäßige Entschädigung forderte. So Treitschke.

Anders urtheilt der neueste Biograph des Marshalls, selbst ein hoher Offizier der bairischen Armee, dessen Werk uns vorliegt. *) „Wrede war,“ so sagt er, „der fähigste und unerschrockenste General auf dem Schlachtfelde, ehrgeizig, feurig und scharfblickend, eigenwillig, aber stark. Mit scharfen Sinnen begabt, von kräftigem Wuchse und mehr als gewöhnlicher Größe war er unermüdtlich im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen und durch weise Vertheilung der Kräfte für entscheidende Augenblicke immer thatkräftig und heitern Sinnes. Als Befehlshaber der Abgott der Armee, der Beschützer des Geringsten im Heere, streng, aber doch human und leutselig. Als Staatsmann der vertrauteste Rath seines Königs, der treueste anhänglichste Diener seines Herrscherhauses. Im Privatleben höchst anspruchslos, als Mensch, Gatte und Vater angebetet im Kreise seiner Familie und Angehörigen. Er war von Natur aus vertrauensvoll, großmüthig und nachsichtig.“

Wir haben diese beiden außerordentlich verschiedenen Beurtheilungen des Fürsten einander gegenüber gestellt, damit man gleich erkenne, auf welchen Standpunkt Heilmann in seiner Biographie sich stellt. Man schließe aber nicht etwa daraus, daß er wesentlich polemisch gegen die norddeutschen Geschichtsschreiber verfare. Wo es ihm nothwendig erscheint, scheut er allerdings den Kampf mit den Gegnern seines Helden nicht. So wendet er sich energisch gegen den Vorwurf, der von Treitschke gegen ihn erhoben worden ist, daß er in Schlessien geplündert und gestohlen habe, und zwar vornehmlich während des Winterfeldzuges im Jahre 1807. Diese Anklage ist nicht neu. Sie wurde zu-

*) Feldmarschall Fürst Wrede. Von F. Heilmann, kgl. bayr. Generalmajor und Brigade-Commandeur. Mit dem Porträt des Feldmarschalls. Leipzig, Duncker & Humblot, 1881.

erst von Arndt im Jahre 1858 erhoben (Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein), und obwohl das Assisengericht in Zweibrücken das Alibi Wredes, der wegen Krankheit erst im April nach Schlesien kam, nachwies und Arndt wegen bösslicher Anklage in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von zwei Monaten, einer Geldbuße von 50 Gulden sammt den Proceßkosten und zur Unterdrückung der angeklagten Schrift verurtheilte, ist diese unbewiesene infamierende Beschuldigung doch immer wieder aufgetaucht. Dann sucht Heilmann die Niederlage, die der Marschall bei Hanau von Napoleon erlitt, in einem mildern Lichte darzustellen, worin ihm ebenfalls der Unbefangene wird Recht geben müssen. Und so befreit er noch an einigen andern Stellen mit Glück den Namen Wrede von Flecken, die ihm anhafteten; wir gedenken nur der Mordbrennereien in Tirol, deren man ihn anklagte. Im ganzen aber tritt doch die Polemik zurück. Heilmann erzählt die weltgeschichtlichen Ereignisse, an welchen Wrede theilnahm, mit Klarheit und Wärme. Trefflich gelungen ist die Arbeit zumal da, wo es sich um das Militärische handelt. Hier kam dem Historiker der Soldat als nicht zu unterschätzender Bundesgenosse zu Hilfe. Neben dem Geschichtschreiber, der bisher ungenühtes historisches Material in reicher Fülle heranzog und der sich allenthalben als guter Kritiker beweist, neben dem Soldaten, der als Fachmann die kriegerischen Operationen zu beurtheilen versteht, soll aber auch der Schriftsteller nicht zu kurz kommen. Als frisch und lebendig müssen wir namentlich seine Schilderungen loben.

So wenig aber Heilmann polemisch verfährt, so weit ist er auch von einem Panegyrikus entfernt, in welchen bairische Schriftsteller bisher immer zu verfallen pflegten, wenn sie Wredes Leben behandelten. Was er in der Einleitung sagt: „Würden wir alle dem Manne unsrer Verehrung weniger günstigen Mittheilungen absichtlich verschwiegen haben, so hätten wir uns unzweifelhaft einen Mangel an Gewissenhaftigkeit zu Schulden kommen lassen,“ hält er fest. Er beklagt, daß der fortwährende Aufenthalt im österreichischen Hauptquartiere gegen Ende des vorigen Jahrhunderts keinen guten Einfluß auf Wredes politisches Urtheil gehabt habe. „Von den Anschauungen seiner Umgebung angesteckt, hielt er dafür, daß alles Unglück, welches so furchtbar über Deutschland hereinbrach, aus preussischen Sünden und Unterlassungen hervorging. Dagegen erschien ihm Oesterreichs Politik, wenigstens bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts nicht nur tadellos, sondern selbst preiswürdig. Spätere Erfahrungen klärten ihn allerdings auf, aber die am frühesten eingeprägte Abneigung und der mißtrauische Haß gegen Preußen wurden durch die spätere Erkenntniß vom Ubande des Hauses Oesterreich nicht mehr ausgelöscht.“ Dies zeigt sich namentlich auf dem Wiener Congresse, wo sich Wrede Sachsens mit einem Eifer und einer

Energie annahm, welche der Machtstellung Baierns keineswegs entsprach, und am liebsten im Bunde mit Frankreich und Oesterreich sogleich Preußen mit den Waffen in der Hand angegriffen hätte. In dieser Frage wie in der Frage der Gebietserweiterung seines Vaterlandes hat Wrede wenig Glück gehabt. „Auch hier,“ sagt sein Biograph, „hat sein rücksichtsloses und überschätzendes Benehmen, namentlich gegenüber den theilhaftigen deutschen Fürsten, wesentlich zu dem ungünstigen Ausgange beigetragen.“

Auch einen andern Tadel, den französische Historiker gegen den Fürsten erhoben haben, kann Heilmann nicht zurückweisen, den der Unbotmäßigkeit und des Ungehorsams. Durch eine eigenmächtige Handlung Wredes gingen bei Gelegenheit des russischen Feldzuges der bairischen Armee zweiundzwanzig Fahnen verloren, und so waren die Folgen der Rücksichtslosigkeit gegen die Befehle der Vorgesetzten nicht einmal günstige.

Wrede war durch und durch Soldat. Organisationstalent, Umsicht, die Fähigkeit raschen Entschlusses, Tapferkeit haben ihm niemals gefehlt. Er war ein wackerer Haudegen, ein tüchtiger Corpzgeneral, aber mit einem Gneisenau oder gar mit einem Blücher, mit dem man ihn gern in Parallele gestellt hat, läßt er sich nicht vergleichen. Zum Feldherrn wird der Soldat nur durch die Leitung von Massen und durch die Vertretung von großen Ideen. In letzterer Hinsicht können wir noch eher Tilly einen Feldherrn nennen, Wrede niemals. Tilly kämpfte als eifriger Katholik für die katholische Sache, Wrede kämpft gegen Franzosen, dann gegen Oesterreicher und Russen, dann wieder gegen die Franzosen. Er ist nicht Vertreter einer nationalen Sache, es ist ihm gleichgültig, wer sein Gegner ist, nur im Dienste einer egoistischen Politik führt er seinen Degen. Es muß uns schmerzlich berühren, daß Wrede außer in seinen frühesten Kämpfen am Rhein nirgends eine deutsch-nationale Gesinnung zeigt. Daß er als bairischer General unter Napoleon seine Pflicht thut, wer wird ihm daraus einen Vorwurf machen? Daß er aber mit stolzer Freude sich jeder Zeit in dem Kampfe gegen Deutsche hervorthut, daß ihm die Henkerarbeit, die er in Tirol vollziehen muß, nie sauer wird, daß die Briefe, die er während dieser Zeit an Napoleon schreibt, voll der plumpsten Schmeichelei sind, und er sich nie der schmachvollen Lage Deutschlands bewußt wird, das stellt ihn tief unter die Helden der Freiheitskriege. Sein Biograph hat dies gefühlt und macht deshalb einen Versuch in dieser Hinsicht die Ehre des Fürsten zu retten. Nachdem er geschildert, wie von Preußen her der Haß gegen die Fremdherrschaft und die Liebe zum Vaterlande auch nach den süddeutschen Staaten den Weg gefunden, und wie in Baiern besonders die Professoren der Universität Landshut: Obst, Savigny, Schrenk, Winter, Sailer, Tiedemann u. a. als gewandte, rührige Vertreter des deutschen Gedankens und Bekämpfer der wenn auch

nugbringenden, so doch unpatriotischen Politik der Regierung hervorgetreten seien, fährt er fort: „Auch Wrede wurde von dieser Bewegung und den Plänen der deutschen Partei unterrichtet, empfing auf seinem Gute Mondsee zu wiederholten Malen Besuche von deutsch-gesinnten Männern, ja wir dürfen schließen, daß er ihre Ideen mit Begeisterung aufnahm und wenigstens im Innern sich jetzt schon ihnen völlig zuwandte.“ Einen Beweis dafür bringt der Verfasser aber nicht bei. Auch nicht ein Wort in Wredes Correspondenz bestätigt diese Erweckung patriotischen Sinnes. Vielmehr trieb ihn die Ungnade, in welche er seit Beginn des russischen Feldzuges beim Kaiser fiel, in die Reihe der Gegner.

Als Deroy fiel, erhielt er nicht den Großadler der Ehrenlegion. Bei Erwähnung dieser Thatsache sieht sich Heilmann selbst genöthigt, den Zusatz zu machen: „Es entbrannte über diese kränkende Zurücksetzung und, wie er glaubte, absichtliche Verletzung seiner militärischen Ehre heißer Groll gegen den Kaiser in der Brust des energischen Mannes. Wie aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines in die Verhältnisse vollkommen Eingeweihten hervorgeht, ist diese Thatsache unbestreitbare Ursache zu der Verbitterung gewesen, die bei Wrede seit dem Jahre 1812 gegen die französische Allianz mehr und mehr in den Vordergrund trat. Unklug war es von Napoleon jedenfalls, einen beim Könige Maximilian Josef von Baiern so einflußreichen Mann vor den Kopf zu stoßen, einen Mann, dessen Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit ihm aus wiederholten Begegnungen sowohl während früherer Feldzüge als auch zu Fontainebleau 1811 vollkommen bekannt war.“ Damit fällt wohl alles, was Heilmann von seines Helden Begeisterung für Deutschlands Befreiung sagt.

Ausführlich behandelt der Verfasser den Vertrag zu Ried, in welchem Baiern seine von Napoleon erhaltenen Besitzungen im Reiche mit geringen Ausnahmen behielt. Wredes Antheil an demselben wird hier zum ersten Male in seiner ganzen Bedeutung dargelegt. Es ist der Verdacht ausgesprochen worden, daß Wrede den Uebertritt Baierns in das Lager der Verbündeten aus Besorgniß für seine österreichischen Güter, die er als französischer Graf und Vasall erhielt, und deren Verlust er befürchten mußte, beschleunigt habe. Der Verfasser kann solche Motive nicht gänzlich leugnen, bezweifelt aber, daß sie allein den Fürsten leiteten. Wenn man bedenkt, daß Wrede, als er jene Güter bekam, sich so sehr als französischer Vasall fühlte, daß er sich über gerechte Forderungen der bairischen Regierung, zu deren Gebiete sie damals gehörten, in Paris in einer Weise beklagte, daß er mit dem bairischen Gesandten in Conflict gerieth, so wird man nicht ungerecht urtheilen, wenn man annimmt, daß der Besitz Wredes eine größere Rolle bei seiner politischen Thätigkeit spielte, als uns sein Biograph glauben machen will.

Am wenigsten haben uns in dem trefflichen Werke die Stellen zugesagt

— man sehe die Abschnitte über den Nieder Vertrag und den Wiener Congreß —, an welchen Heilmann, indem er die bairische Politik vertheidigt, eine unbillige Vereiztheit gegen Stein und gegen Historiker wie Bernhardi, Perz, Treitschke u. a. zur Schau trägt. Abgesehen davon, daß der Verfasser hier in der Sache nicht Recht hat, hat er auch nicht den richtigen Ton gefunden, den er sonst durch das ganze Buch bewahrt und der ein durchaus vornehmer ist.

Antinous.

Von Antinous, dem jugendlichen Lieblinge Hadrians, dessen mit lieblicher Schwermuth überhauchte Gestalt uns vielfach in Marmor überliefert ist, berichten die Alten nur dürftig: „Hadrian verlor seinen geliebten Antinous bei einer Fahrt auf dem Nil; einige sagen, daß er sich für Hadrian geopfert habe, andere erzählen von seiner Schönheit und Hadrians sinnlicher Lust, die Griechen machten ihn mit Hadrians Einwilligung zum Gott, in Aegypten wurden in seinem Namen Orakel gegeben, als jugendlicher Dionysos gebildet schmückte er die Gymnasien, Spiele wurden ihm zu Ehren gehalten, auch unter die Sterne wurde er versetzt.“ Woher der Zug der sanften Schwermuth in dem jugendlichen Antlitz? Starb er für Hadrian? durch ihn? oder beides? Diese Fragen zu beantworten, das Räthsel vom Tode des Antinous durch die Geschichte seines Lebens zu lösen, ist die Aufgabe, die sich ein eben erschienener Roman stellt, der mit dem Bildnisse des Antinous geschmückt ist.*) Der — augenscheinlich pseudonyme — Verfasser desselben spricht seine Auffassung im Vorwort aus: „Wie eine gesunde Natur am Umgange mit einer Kranken zu Grunde ging, das ist die Geschichte des Antinous mit seinem Cäsar.“

Ein dankbarer Stoff für den Dichter. Auf der einen Seite die düstere Gestalt des Kaisers, den uns sein Biograph Spartian als eine Mischung der seltsamsten Widersprüche schildert, der sinnlich und mäßig, abgehärteter Soldat und weichlicher Höfling, ernst und lustig, freundlich und würdevoll, ausgelassen und unentschlossen, tückisch und offen, grausam und milde, kurz in allen Stücken sich ungleich war; ein Mann, der, von ehrgeiziger Eifersucht auf seinen Vorgänger Trajan geplagt, sich ebenso nicht entschließen konnte, dem Staate durch Adoption einen tüchtigen Nachfolger zu sichern, der in jeder Kunst und Wissen-

*) Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit einem Bildniß des Antinous. Leipzig, S. Hirzel, 1880.